

Rüdiger Zill

Dank der Wissenschaft

Lernet danken und ihr könnt denken
Martin Heidegger¹

I. Die Entdeckung der Dankbarkeit

»Wer baute das siebentorige Theben?«, fragte Brecht und beklagte, dass der Ruhm aller glorreichen Architektur immer nur dem Bauherrn zufalle.² Allenfalls noch, so können wir ergänzen, dem Architekten. Jene aber, die ihren Schweiß dafür gelassen und au retour Blasen an den Händen erhalten haben, die Maurer, Schreiner, Klempner und die Steuereinnehmer, bleiben im Schatten jenes Ruhmes. Wäre »Das siebentorige Theben« aber ein Film, wüssten wir zumindest all ihre Namen, nicht nur, wer für Ton, Schnitt, Beleuchtung und Regie, sondern auch, wer für Miss Berrys Garderobe und die Verpflegung während der Dreharbeiten verantwortlich ist und natürlich, wir lieben sie alle, wer »best boy« und wer »dolly grip« war – auch wenn kaum einer weiß, was die beiden eigentlich tun. Keine helfende Hand bleibt unerwähnt. Weil es aber so viele sind, verlassen wir das Kino, wenn der Abspann beginnt – und so treffen sich die Extreme im Identischen: Wer baute gleich noch die Kulissen für »Das siebentorige Theben«?

Dass die Extreme schädlich sind, wusste schon Aristoteles' Ethik. Dagegen erfand er seine Mesotes-Lehre, das Postulat der gesunden Mitte. Bei den Credits trifft die Mitte nun die Wissenschaft.

Zwar sind die gewerkschaftlich erkämpften Pflichtenennungen fast so rar wie bei den Architekten; dafür gibt es aber das schöne Ritual des freiwilligen Danks. Allerdings ist dieser Brauch relativ neuen Datums. Noch in den siebziger Jahren pflegte man kaum zu danken. Seiner Meinung zu sein war eine Frage der Opportunität. Denn damals verstand man zumindest an einigen deutschen Universitäten konkurrierende Meinungen nicht als alternativen Versuch, sich einer Wahrheit anzunähern, sondern als abweichende Position im Klassenkampf.

Eine falsche Theorie war potenziell der Verrat am Proletariat.

Aber die Tradition der dankfreien Wissenschaften ist insgesamt älteren Datums. Thomas Hobbes etwa dankt in seinem *Leviathan* niemandem, aber er widmet das Werk dem Earl of Godolphin. Das zeugt jedoch von einem anderen sozialen Umfeld. Denn die Widmung war kein Akt der Dankbarkeit, sondern eine verkappte Form der Bitte, mit ihr sollte ein einflussreicher Zeitgenosse um finanzielle Unterstützung angegangen werden. Hier geht es um ein Spiel mit dem Mäzenatentum.

In den großen Werken der Philosophie sucht man eine Geste des Dankes vergeblich, sie findet dort nicht statt: Weder dankte Immanuel Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* seinem treuen Diener Lampe für die jahrelange Geduld und Fürsorge, noch fand Hegel in der *Phänomenologie des Geistes* ein Wort der Anerkennung für die Studienkollegen aus dem Tübinger Stift, deren Denken ihn jahrelang begleitet hatte. Wo der Weltgeist weht, kann niemand seinem Medium ein Lüftchen zugefächelt haben. Im Gegenteil: Von Descartes wissen wir, dass ihm Helfer eher lästig waren. Zu danken hätte man danach eher solchen Freunden, die sich mit Rat und Tat zurückgehalten haben. Dieses Motiv ist natürlich besonders stark bei einem Autor, der geradezu gegen den widerständigen Strom der Zeit etwas Neues hervorbringen will. So spricht auch Sigmund Freud in den Vorbemerkungen zu den ersten beiden Auflagen der *Traumdeutung* nur von sich und seinen Träumen, erst in der dritten Auflage – inzwischen hat sich eine Schule von Helfern in seinem Geist gebildet – taucht ein erster, jedoch ephemere bleibender Dank auf: »Herr Otto Rank« habe »bei der Auswahl der Zusätze wertvolle Dienste geleistet«. Ihm und vielen (ungenannt bleibenden) anderen sei der Autor »zu Dank verpflichtet«. Man muss nicht an Freud selbst geschult sein, um allein die Formulierung bemerkenswert zu finden.



Allerdings ist dieser Dankesmangel keineswegs der Selbstverliebtheit großer Geister oder einer eitlen Genieverfallenheit einflussreicher Autoren geschuldet; sie gründet eher in einer mangelnden Kultur symbolischer Gratifikation. Gelegentlich ringt man sich zu einer fast religiös anmutenden Geste *schweigenden Dankes* durch. So heißt es etwa in Eduard Sprangers *Lebensformen*: »Man schließt die Arbeit ernster, schwerer Jahre nicht ohne tiefes Dankgefühl. Die vielen – Lebende und Tote – die mit ihrem Schaffen, ihrem Sein und ihrer Seele mir auf meinem Weg geholfen haben, ja selbst das Bild der Landschaften, die mir mit ihrer Stille Kraft und Freude gaben, umfasse ich zurückblickend in schweigender Dankbarkeit.«³

So war es ein langer Weg, den der Dank gehen musste, um am Hofe der Wissenschaft gehört zu werden. Zunächst findet man ihn eher in der angelsächsischen Literatur, in Deutschland ist er inzwischen mit einiger Verspätung angekommen. Noch im Jahr 2002 begann die Soziologin Helena Flam eine Danksagung mit den Worten: »Obwohl es im deutschen Kontext nicht üblich ist, kann ich dieses Buch nicht ohne eine ordentliche Danksagung erscheinen lassen.«⁴

Inzwischen – so viel können wir nachgerade dankbar festhalten – wird gedankt, und sogar nicht zu knapp: nicht nur in Aufsätzen und Büchern, sondern auch im Angesicht dessen, dem die Geste gilt: Als Referent bei einer Tagung spricht man nicht nur artig den Einladenden seinen Dank aus, nach dem Vortrag erhält man ihn nicht selten zurückerstattet, indem die Diskutanten dem Redner für »den schönen Vortrag« danken; und wer akademisch mit Messer und Gabel umzugehen gelernt hat, revanchiert sich mit einer Anerkennung des »hochinteressanten Diskussionsbeitrags«. So haben wir endlich auch in der Wissenschaft nicht nur eine weitere Stufe auf der gewundenen Treppe des Zivilisationsprozesses erklimmen, wir haben auch erkannt, dass Denken unvermeidlich ein soziales Geschäft ist und dass das durchaus dokumentiert gehört.

II. Vom Herzensdank zum Pyrrhusdank: ein provisorisches Tableau

Dass solch ein Dank keineswegs eine leere Geste der Höflichkeit ist, kann man aber am besten an den parergonalen Rändern des Gedruckten studieren. Hier zeigen sich dann auch die vielen Funktionen dieser Sozialität. Natürlich gibt es darunter – was man zuallererst erwarten

würde – *den Herzensdank*. »In den vielen Jahren, in denen ich über Emotionen philosophisch nachgedacht und geforscht habe, gab es eine Reihe von Menschen – Freunde und Kollegen –, ohne deren Motivation und freundschaftliche Unterstützung ich womöglich den Mut verloren hätte, diese Arbeit noch zu beenden. Ihnen allen möchte ich von Herzen danken.«⁵ An erster Stelle steht hier mit Abstand der Lebenspartner, gefolgt von Eltern, Geschwistern, Freunden. Der Herzensdank ist meist begleitet von einem *Pflichtdank*. Zu seinen Adressaten gehört der nervige Doktorvater ebenso wie die Stipendien spendende Institution und manchmal zähneknirschend der missgünstige Rivale. Ängstliche Naturen stehen gelegentlich unter dem Eindruck, sie könnten einen einflussreichen oder zumindest doch herzensnahen Helfer vergessen haben, und entschließen sich dann zu einem pauschal *salvatorischen Dank*: »Diejenigen, die mir noch zur Seite standen und die ich zufällig hier nicht erwähnt habe, bitte ich mir zu verzeihen und sich meines Dankes dennoch gewiss zu sein.« Was aber als Heilung gedacht war, kann am Ende doch die Wunde noch tiefer schlagen: War ich denn gar so unwichtig, dass er mich vergessen haben kann?

Bezeugen diese Formen aber vor allem noch die unmittelbaren Bedingungen des persönlichen Produktionsprozesses, so greift der *Vernetzungsdank* schon weiter aus. Hier werden die Kollegen, mit denen man zusammen arbeitet und streitet, die ähnlichen Geistes sind, zu Protokoll gegeben. Deshalb schaut so mancher Leser zur Groborientierung zunächst einmal in die Danksagung, um zu erfahren, in welchem intellektuellen Kontext der Autor wohl schreibt. Eine Steigerung dessen findet man im *Renommierdank*. Hier wird vor allem dem gedankt, der Rang und Namen hat. Wenn in 15 Zeilen nur die illustren Namen der Disziplin aufgezählt werden, dann dient das oft in erster Linie der Selbstnobilisierung des Autors: Schaut, mit wem ich alles in Kontakt bin, wer mich alles schätzt!

Dem Renommierdank entgegengesetzt ist der *Kampfdank*. In ihm dankt der Autor einigen wenigen, um gleichzeitig zu verstehen zu geben, dass alle anderen keines guten Wortes wert sind. Wem hier abgeschworen wird, erschließt sich natürlich nur den eingeweihten Mitforschern, die wissen, wer an dieser Stelle eigentlich stehen müsste. So darf man auf einen langen Prozess der Verbitterung schließen, wenn es heißt: »Die Edition dieses Journals möchte der Herausgeber nicht beenden, ohne



A. und B. auch öffentlich seinen Dank abzustatten, die der Reihe immer aufgeschlossene und großzügige Verleger waren; die Kooperation und Freundschaft mit beiden gehört zu den wenigen erfreulichen Erfahrungen, die der Herausgeber während seiner Tätigkeit machen durfte.«

Eine klassische Form ist der *Entlastungsdank*, bei dem einigen Ratgebern für wertvolle Hinweise und Diskussionen gedankt wird, um dann zu schließen: »Das Buch hat von dieser Unterstützung nur profitiert. Die noch verbleibenden Fehler sind ganz mein.« Bei einigen wird die Entlastung noch expliziter formuliert: »Ich fand alle ihre Einwände und Anregungen äußerst nützlich, habe aber keinen Grund zu der Annahme (und manchen Grund für Zweifel daran), dass sie oder die anderen oben Genannten das so entstandene Manuskript als Ganzes billigen werden.«⁶ Mancher fügt eine Geste des Bedauerns hinzu. »Ratschläge, die feudale Gesellschaftsform betreffend, haben mir Dr. Ludolf Kuchenbuch und Dr. Bernd Michael gegeben. Die Verantwortung für eine sinnvolle Anwendung ihrer Hinweise trage ich leider allein.«⁷ Oder auch: »Fast alle genannten Personen hatten starke Einwände gegen das letzte Kapitel, folglich das einzige, das kurz genug ist, um allein vertreten zu werden.«⁸

Bei anderen verwandelt sich der Entlastungsdank aber unversehens in einen *Pyrrhusdank*: »Theresa Labov, William Labov, Susan Philips und Lee Ann Draud bin ich zu Dank verpflichtet für ihre kritischen Anregungen, von denen ich viele aufgegriffen habe, ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen. Nicht für alle Mängel der vorliegenden Arbeit bin ich somit allein verantwortlich.«⁹

III. Remerciements raisonnés

An all diesen Beispielen wird schon deutlich: Entscheidend ist nicht nur, ob und wem gedankt wird, sondern auch, wie dieser Wunsch oder diese Pflicht abgestattet wird. Erstaunlich ist, wie selten schlankweg »Danke« gesagt wird. Ein aufrechtes »Ich danke Heinrich für seine blendenden Ideen und die stets gute Laune, die er verprühte« fließt dem Wissenschaftler schwer aus der Feder. Stattdessen heißt es da »danken möchte ich« (ja, warum tut sie's dann nicht?), »gedankt sei auch«, »zu danken habe ich«. Natürlich spielt hier auch der Wunsch nach stilistischer Vielfalt eine Rolle, dennoch ist das weitgehende Fehlen der direkten Formel verräterisch häufig.

Eine weitere Form sozialer Distinktion ist die Form der Anrede. Helfern auf Augenhöhe dankt man mit vollem Namen. Der Titel vor dem Namen erscheint – außer

in Österreich – nur bei klaren Abhängigkeitsverhältnissen, Wesen vom akademischen Outer Space erscheinen mit den beliebten deutschen Vornamen »Herr« oder »Frau«, so vor allem Bibliothekare, die keine Mühe gescheut haben, Archivmaterial heranzuschaffen, oder andere dienstbare Geister. Die Förmlichkeit indiziert in beiden Fällen eine soziale Kluft. Wesen aus einem Zwischenreich sind hingegen Sekretärinnen, die zuweilen einen ordentlichen Vornamen haben, bei konservativeren Autoren aber ebenfalls in die Kategorie »Frau Müller« fallen.

In einigen Fällen aber versteckt sich hinter der Danksagung eine kleine Autobiografie. So möchte mancher hier schon die Brücke zum Thema schlagen und zeigen, wie kein anderer Gegenstand das Interesse des Autors hätte finden können. So etwa der australische Kunsthistoriker Robert Hughes, der in seinem Buch über *Goya* allen dankt, die ihm nach einem schweren Autounfall zunächst einmal physisch geholfen haben: Freunden, Krankenschwestern und Ärzten. Ohne sie wäre das Buch nicht möglich gewesen. Aber das allein ist nicht das Entscheidende: »Natürlich hätte ich auf den Autounfall selbst als Inspirationsquelle nur allzu gern verzichtet. Aber wenn man das Leben ohne Einschränkung annimmt, ist wohl jede Erfahrung wertvoll. Durch diesen Unfall erlitt ich außergewöhnliche Schmerzen, Furcht und Verzweiflung. Ein Autor, der Furcht, Verzweiflung und Schmerz nicht kennt, kann Goya vielleicht gar nicht in allen Facetten verstehen.«¹⁰

Wenn so schon einmal der Bogen zu den Höhen und Tiefen des eigenen Lebens geschlagen worden ist, dann ist die Gefahr auch nicht zu umgehen, dass uns ein Autor mehr erzählt, als wir wirklich wissen wollen. Da wird dann in einem mehrseitigen Addendum nicht nur von der Geduld der Ehefrau gesprochen und die Vernachlässigung der Kinder selbstquälerisch gestanden, sondern auch in einem maoistisch anmutenden Akt der Selbstkritik dem Bruder gedankt, der sich aufopferungsvoll immer dann um die pflegebedürftige Mutter gekümmert hat, wenn sich der Autor durch die Flucht in das große Werk der Pflicht entzogen hat. Dann ist es nachgerade eine Erholung, wenn von hier der Weg zum Gemüsehändler und zum bevorzugten Kaffeehaus führt.

Wir alle sind noch Schüler in der hohen Kunst der Gratiologie. In der Tat: Danken will gelernt sein; es muss – in doppelter Hinsicht – bedacht werden. Und auch die Reflexion auf den Dank in der Wissenschaft steht noch



am Anfang. Sie ist am Ende ein weiterer Baustein zu einer Theorie der Gabe. Von der könnte dann vielleicht in Zukunft auch die Architektur profitieren. Man stelle sich vor, am Eingang des neu zu bauenden Berliner Schlosses hinge eine Tafel, auf der Francesco Stella seinen Mitarbeitern für die vielen eleganten Zeichnungen und Berechnungen dankte, und seiner Frau für die viele Geduld.¹¹

- 1 M. Heidegger: *Gesamtausgabe*, Bd. 70: Über den Anfang. Frankfurt am Main 2005, S. 5
- 2 B. Brecht: »Fragen eines lesenden Arbeiters«, in: ders.: *Gesammelte Werke* 9. Frankfurt am Main 1967, S. 656
- 3 E. Spranger: *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit*. Halle an der Saale 1930, S. XII
- 4 H. Flam: *Soziologie der Emotionen. Eine Einführung*. Konstanz 2002, S. 8
- 5 Chr. Voss: *Narrative Emotionen. Eine Untersuchung über Möglichkeiten und Grenzen philosophischer Emotionstheorien*. Berlin/New York 2004, S. VII
- 6 Th. S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main 1979, S. 13f.
- 7 H. D. Kittsteiner: *Naturabsicht und Unsichtbare Hand. Zur Kritik des geschichtsphilosophischen Denkens*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1980, S. 9.
- 8 H. Lethen: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt am Main 1994, S. 15
- 9 E. Goffman: »Erwiderungen und Reaktionen«, in: ders.: *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*. Konstanz 2005, S. 73, Anm. 1
- 10 R. Hughes: *Goya*. München 2004, S. 10
- 11 Ich danke Wolfert von Rahden, der nicht gezögert hat, diesen Beitrag in das Heft aufzunehmen, Hans Dieter Huber, der als Erster meine Qualitäten als Gratiologe erkannt und genutzt hat, und all den Kollegen, die mir ihre Beispiele zur Verfügung gestellt haben.